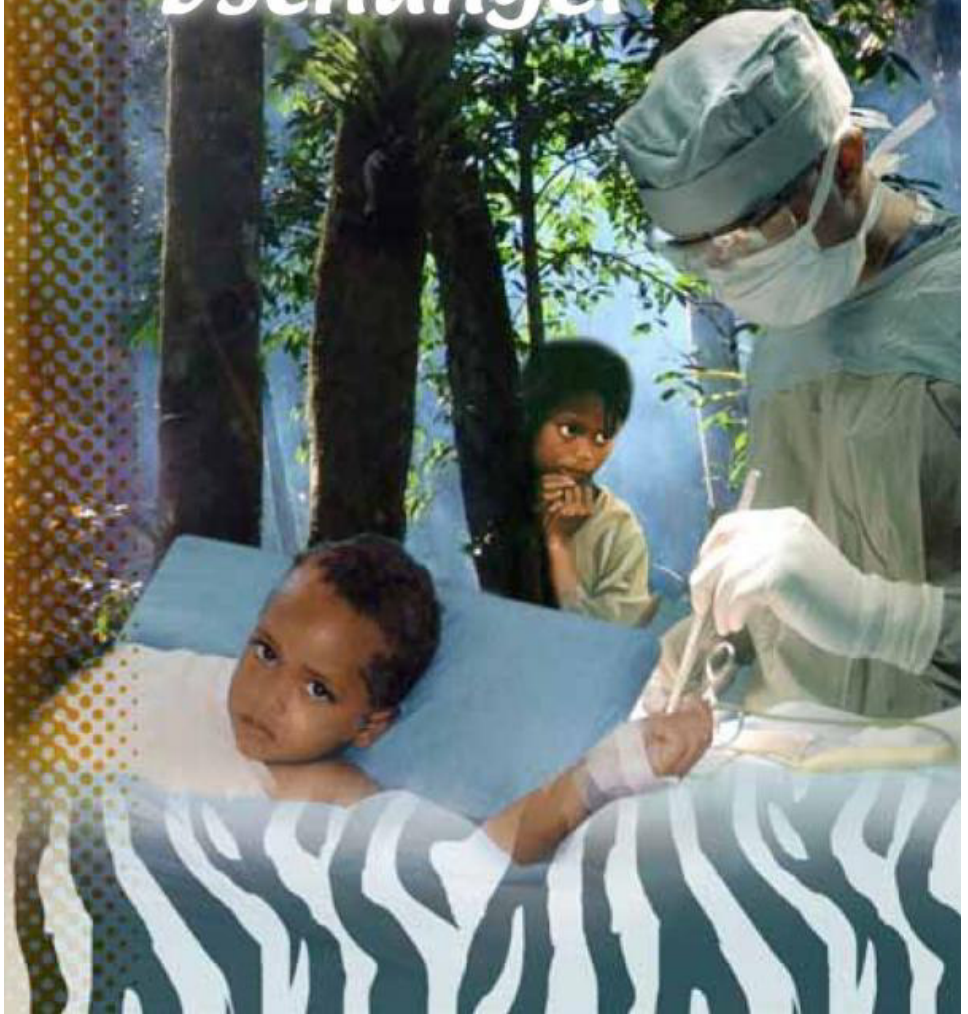


Paul White

Operation im Dschungel



Operation im Dschungel

Paul White

Taschenbuch, 128 Seiten

Artikel-Nr.: 256119

ISBN / EAN: 978-3-86699-119-4

Wenn der Dschungeldoktor im afrikanischen Busch entzündete Augen, gebrochene Knochen und kranke Herzen kuriert, ergeben sich für die kleinen und großen Patienten oft lange und mühsame Wege. Ideen muss man haben, wenn im trockenen Flussbett das Herz einer Kranken aussetzt und nur das kochende Kühlwasser des Motors als destilliertes Wasser zur Hand ist. Glauben muss man haben, dass kleine Patienten wie Mgulu alle Krisen überstehen. Humor muss man haben, wenn der rettende Sprung nicht ans Ufer, sondern ins Wasser geht. Weitere spannende und lehrreiche Erlebnisse von Paul White, dem »Dschungeldoktor«!

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](http://clv.de)

clv

Paul White

Operation im Dschungel

dlv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2012 (CLV)

Originaltitel: Jungle Doctor Operates
Originalverlag: The Paternoster Press, Exeter
Die deutsche Ausgabe erschien erstmals 1973
im R. Brockhaus Verlag Wuppertal

© der deutschen Ausgabe 2012
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Übersetzung: D. von Blücher
Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen
Satz: CLV
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-119-4

Inhalt

Mgulus Ankunft	7
Schandalas Gesänge	15
Ein steifer Hals macht Sorgen	24
Lutu	31
Mgulu sieht sich im Spiegel	41
Das Leopardenfell und Mgulus Onkel	56
Simeoni nimmt sein Schicksal auf sich	66
Kampf gegen Geschwüre und Gespenster	79
Wird der Lahme wieder gehen?	91
Kitus letzte Safari	99
Eine schwere Operation glückt mit Gottes Hilfe	105
Hautübertragungen	112
Die Operationen gehen weiter	122

Mgulus Ankunft

»Jah, Buana, da tut's weh.«

»Hier?«

»Nein, Buana.«

»Da?«

»J-o-o-o-o-o-o-h!«

Der kleine afrikanische Junge biss die Zähne zusammen.

»Hier auch, Mgulu?«, fragte ich und untersuchte vorsichtig die hässlich geschwollenen Drüsen.

Er zuckte bei meiner Berührung zusammen.

Ich lächelte ihm ermutigend zu.

»Stell dich einen Augenblick auf die Waage hier.«

46,5 Pfund stellte ich fest.

Als ich aufsah, begegnete ich dem ernststen Blick seines Vaters.

»Jonathan«, sagte ich zum Vater auf Englisch, »das sieht nicht gut aus. Seine Schmerzen können die verschiedensten Ursachen haben, aber ich fürchte, dass es Tuberkulose ist.«

Der afrikanische Lehrer schüttelte den Kopf.
»Glaubst du, dass er wieder gesund wird?«

Der kleine Junge umklammerte seine Hand und sagte auf Gogo, der Sprache in den Zentralebenen von Tansania:

»Warum sprichst du mit dem Buana englisch? Bin ich denn so krank?«

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Ja, Mgulu, es steht schlecht. Du wirst viele Tage bei uns im Krankenhaus bleiben und viel Medizin schlucken müssen.«

»Der Buana wird sich um dich kümmern, mein Junge«, beruhigte sein Vater ihn. »Er hat mir doch auch so gut geholfen, als ich eine Lungenentzündung hatte.«

Der kleine Junge nickte, aber ihm kamen die Tränen.

»Sicher bekomme ich dann Spritzen, Vater, und vielleicht schneidet auch der Buana mit seinem kleinen scharfen Messer!«

Jonathan nickte. »Ja, vielleicht wird das alles nötig sein.« Es war wirklich erbarmungswürdig, wie Mgulu uns mit seinen großen braunen Kulleraugen angstvoll anstarrte!

»Buana, Buana«, rief eine Stimme von draußen. »Buana – ich möchte Zucker!« Eine kleine Gestalt erschien in der Tür, einen Arm im Gipsverband und eine schmucke Schirmmütze schief auf den dunklen Locken.

»Hör mal zu, Majilanga, erst erzählst du jetzt dem Lehrer die Geschichte von deinem Arm. Wenn du das gut machst, bekommst du als Belohnung ein dickes Stück Zucker.«

Der Kleine stellte sich vor Jonathan auf und zeigte voller Stolz seinen Gips-Arm.

»Das hat der Buana gemacht«, lachte er. »Ich bin hingefallen und *jah!* Das tat weh! Die Knochen waren gebrochen. Der *muganga* (Medizinmann) konnte nichts gegen die Schmerzen machen.«

»Der elende Wicht verbrannte dem kleinen Kerl den

Unterarm mit einem glühenden Stock«, unterbrach ich die Erzählung.

»Aber der Buana brachte es in Ordnung«, fuhr der Kleine fort. »Durch seine Medizin hörten die Schmerzen auf, und durch seine harte weiße Erde kann sich der Knochen nicht bewegen.« Als Beweis schwenkte er seinen Arm in der Luft herum.

Der kleine Mgulu lachte und hatte alle Angst vergessen.

»Kommt Kinder, gebt eure Hände her«, sagte ich.

Majilanga stieß mir seine kleine fette Handfläche unter die Nase. Sie war hellrosa. Ich ergriff meine Feder und schrieb *sukari* – Zucker – darauf. Dann kam Mgulus Hand. Ihr Rücken war tiefschwarz, aber die innere Handfläche war weiß. Ich wusste genau, dass diese Blässe das Zeichen einer chronischen Krankheit war. Zum zweiten Mal erschien das magische Wort »*sukari*«, und die beiden kleinen Burschen trotteten Hand in Hand los, um Setschelela, die alte afrikanische Oberschwester, zu suchen.

Als die Patienten im Krankenhaus abgefertigt waren, ging ich hinüber ins Büro. Ich trug Mgulus Personalien in das Aufnahmebuch ein, ebenso alle Symptome seiner Krankheit. Daudi, mein afrikanischer Assistent, las mit, als ich schrieb.

»*Kah*, diese Tuberkulose – *dudus* sind schlimmer als Löwen. Wie denkst du dir die Behandlung?«

Wir waren auf dem Weg zum Krankenhaus, als Daudi diese Frage stellte. Der Vater des Jungen kam dazu, und so konnte ich den beiden von meinen Absichten berichten.

»Eine der geschwollenen Drüsen muss entfernt und mikroskopisch untersucht werden. Dann werden wir ihm die verschiedensten Medikamente geben, um ihn zu kräftigen. Wenn Gott der Allmächtige seine Hand über ihn hält, wird es ihm bald besser gehen. Das glaube ich fest.«

Wir hielten unter einem Granatapfelbaum an und baten unseren himmlischen Vater, dass die Medikamente wirken, er meine Entscheidungen leitet und den kleinen Mgulu heilt. Als wir die Hände falteten, kamen die kleinen Jungen angerannt. Ihre Gesichter waren noch mit den Resten ihres Festmahls beschmiert.

»Vater, komm und sieh dir die Kinderstation an«, sagte Mgulu.

Wir blickten durch die Tür in einen freundlichen Raum mit acht leichten Betten. Sie waren leuchtend grün gestrichen, und farbenfrohe Flickendecken waren darübergebreitet.

»Mgulu«, sagte sein neu gewonnener Freund, »dies ist mein Bett. Es ist das beste auf der Station.«

In einer Ecke saß ein Baby – ein kleines Mädchen – von Kissen gestützt. Eine afrikanische Schwester fütterte es mit einem Löffel.

»Lungenentzündung«, erklärte ich, »es geht ihm schon etwas besser.«

Im nächsten Bett hockte ein Häufchen Elend, so jämmerlich dünn, dass man es kaum für lebensfähig hielt.

»Kah«, äußerte Mgulus Vater, »der kommt nicht durch.«

»Keine Angst, in ein paar Monaten ist er so fett wie ein Küchenjunge.«

»Wie hoch sind die Kosten?«

»Wir nehmen nur 5 Cent pro Tag, Jonathan. Für einen großen Teil dieser Betten zahlen nämlich Leute aus meiner Heimat. Sie stiften einen solchen Platz im Krankenhaus zum Gedächtnis eines lieben Verstorbenen. Wirklich, man kann dem liebevollen Gedenken an einen Toten keinen besseren Ausdruck geben, als wenn man einem Lebenden hilft.«

»Wie viel bezahlen deine Freunde?«

»Zehn englische Pfund jährlich, Jonathan, oft auch mehr, sonst würde es kein wirkliches Opfer sein.«

»Damit kann drei Kindern das Leben gerettet werden!«

»Drei Kindern? Eher einem Dutzend! In dem Bettchen dort am Fenster konnten wir einmal sechs Kindern in einem Monat das Leben retten. Es wurde von einer Mutter gestiftet, deren fünfjähriger Sohn an Lungenentzündung starb, und so haben wir seinen Tod zwanzigfach gerächt.«

Aus dem Baderaum hörte man lautes Planschen und Gelächter. Mit einer Wasserkanne bewaffnet, schrubbte die Stationsschwester den kleinen Mgulu kräftig ab, während ihm Majilanga Verhaltensmaßregeln gab, wie die Seife aus den Augen zu halten sei.

Ich schrieb meine Verordnungen in das Krankenbuch und überließ dem langen afrikanischen Lehrer seinen kleinen Sohn zum Abschiednehmen. Eine Woche später kam der Junge in mein Büro:

»Geht's mir jetzt schon besser, Buana?«

»Runter mit dem Schlafanzug, Mgulu«, befahl ich, »und rauf auf die Waage, damit wir sehen, was los ist.«

»47 Pfund, Buana«, antwortete er.

»Hm, du hast gerade einmal ein halbes Pfund zugenommen, und fünfzehn Pfund sollen es werden, Mgulu. Das wird lange dauern, vielleicht ein paar Monate.«

Er ließ den Kopf hängen und hielt meine Hand fest.

»Buana, ich hab Heimweh und sehne mich so nach Vater und Mutter, die so weit fort sind. Majilanga geht morgen nach Hause, und da ...«

Ich merkte, wie locker ihm die Tränen saßen, und sagte:

»Hör mal, Mgulu, du hast doch lesen gelernt, nicht wahr?«

»Ja, Buana!«

»Gut, dann stelle ich dich ein. Du bist jetzt einer der Mitarbeiter, und deine Aufgabe ist, den Kindern hier vorzulesen, sie zu beschäftigen und ihnen die Geschichten zu erzählen, die du von Jesus kennst. Ich werde dir zwei Cent täglich geben, und wie alle anderen wirst du am letzten Tag im Monat ausgezahlt.«

»Gut, Buana, das ist aber herrlich.« Er strahlte über das ganze kleine Gesicht.

Dann kam der Tag, an dem ich ihn beiseitenahm und freundlich zu ihm sagte:

»Pass auf, alter Freund, heute werde ich dich am Hals operieren.«

Er umkrampfte die Tischplatte und sagte: »Ja, Buana.«

»Es ist keine große Sache, aber vielleicht tut's ein bisschen weh.«

Er nickte tapfer, aber seine Augen sprachen eine

andere Sprache, und eine dicke Träne kullerte über sein Gesicht.

Eine Stunde vor der Operation suchte ich sieben verschiedenfarbige Gelee-Bonbons aus einem Glas heraus, dazu kam eine kleine gelbe Kapsel, die den Süßigkeiten sehr ähnlich sah. Ich gab ihm ein blaues Gelee-Bonbon. Strahlend verspeiste er es. Dann brachte ich die Kapsel zum Vorschein.

»Schluck dies, dann bekommst du die anderen sechs!«

Mit entzücktem Grinsen ergriff er die Pille, die ein sehr starkes Beruhigungsmittel enthielt. Plötzlich hörten wir einen Lkw rattern. Mgulu horchte! In der einen Hand hielt er die Pille, in der anderen balancierte er ein Glas Wasser. Die Kapsel verschwand wie vorgeschrieben, und der kleine Junge sah zu mir auf.

»Vielleicht ist's mein Vater, Buana?«

Wir sahen aus dem Fenster. Wahrhaftig – Jonathan! Er hockte hinten auf dem schwankenden Fahrzeug des indischen Kaufmanns.

Der glückliche und zufriedene Gesichtsausdruck des kleinen Jungen beim Anblick seines Vaters war einfach rührend. Sie redeten eine Weile miteinander, bis Mgulu durch das Mittel schläfrig wurde. Dann nahm Jonathan ihn auf den Schoß und trug ihn, als er eingeschlafen war, auf den Operationstisch, wo ich unter örtlicher Betäubung eine Drüse entfernte. Sie hatte die Größe eines Taubeneis. Der kleine Junge öffnete einmal während der Operation die Augen, gab aber keinen Mucks von sich.

»Ja«, flüsterte der Vater. »Er ist so tapfer wie ein Löwe.«

Die Wunde heilte schnell. Doch meine Operation sollte weniger zur Heilung dienen, als vielmehr meine Diagnose bestätigen. Schon bald befand sich die Drüse auf einer 400 Meilen weiten Reise in ein Labor an der ostafrikanischen Küste. Nach längerer Zeit kam das Ergebnis zurück, es lautete: »Typische Tuberkulose-Drüse.«

Woche für Woche verging. Das Wiegen war an jedem Samstagmorgen eine feierliche Handlung für Mgulu. Wir legten eine Karte mit einer grafischen Darstellung der Ergebnisse an. Nahm er zu, so zeigte das eine rote Aufwärtslinie auf der Karte an. Erschien eine blaue Linie abwärts, gab es Tränen und riesige Anstrengungen mit der Lebertran-Flasche.

Der allgemeine Gesundheitszustand des Kleinen besserte sich stetig, aber sein stark geschwollener Hals bekümmerte ihn, und er sehnte sich nach schnellen Erfolgen. Eines Tages sagte er nach dem gewöhnlichen Wiegen:

»Buana, wird's mir nie wieder gut gehen? Wird mein Hals nie wieder dünn werden?«

Ich sah von der Karte auf. Die rote Linie war bis zu 51,5 Pfund geklettert. »Wenn die rote Linie bei 55 Pfund angekommen ist, werde ich deinen Hals operieren, damit er gut wird.«

Schandalas Gesänge

Samson und ich saßen auf dreibeinigen Schemeln in der Lehmhütte, die uns als Apotheke diente, und rührten weiße Salbe in großen Petroleumbüchsen. Durch die offene Tür konnten wir ein paar bucklige Rinder sehen, die im Staub herumleckten und manchmal ein trockenes Grasbüschel oder ein paar Kleesamen fanden. In der Nähe spielten kleine Schuljungen Fußball. Es wäre ein Bild vollkommenen Friedens gewesen, wären nicht durchdringende Schreie aus der Kinderstation herübergedrungen.

»Das ist unsere neueste Errungenschaft«, bemerkte ich.

»*Kah!*«, ließ sich Samson vernehmen. »Ich wünschte, sie bekäme Kehlkopftzündung. Mir platzen schon die Ohren von ihrem Geschrei.«

»Wenn du so krank wärst wie sie, würdest du auch brüllen. Sie hatte zu Hause Malaria, und anscheinend sehr schwer, denn als das schlimmste Fieber nachließ, sahen ihre Beine so aus.« Ich zog meine Knie bis an mein Kinn an.

»Hör auf«, sagte Samson, »ich weiß Bescheid. Natürlich haben sie wieder den Mediziner geholt. Der packt dann so ein Kind am Schenkel und am Knöchel und drückt das Bein durch, bis die ganze Haut unter dem Knie aufplatzt. Das Kind kann von Glück sagen, wenn er nichts Schlimmeres anrichtet. Dann kommen die Fliegen und der

Schmutz, und – huh – schon sind die Geschwüre da!!«

Mir schauderte.

»Wenn der Mediziner dann etwa einen Verband anlegt, Buana, so mischt er Kuhdung und Laub und kleistert das drauf. Das soll dann helfen!«

Er spuckte wütend durch die Tür, und wir rührten schweigend weiter, bis Samson einen großen Löffel voll heraus schöpfte.

»So, Buana, das ist das richtige Zeug dafür. Bis jetzt haben wir schon 10 Petroleumbüchsen voll davon verbraucht, und bis zum Ende des Jahres werden wohl noch 20 dazukommen.«

Die Schreie wurden heftiger. Ich setzte meine Büchse hin.

»Komm mit rüber, Samson, wir wollen nach ihr sehen, damit wir wissen, was los ist.«

Wir gingen auf die Station, und dort saß das Würmchen mit seinem kleinen spitzen Gesicht, unnatürlich dünn, unbeholfen im Bett und jammerte und schrie, ohne aufzuhören, aus keinem ersichtlichen Grund. Sie schien vollkommen verstört zu sein. Als sie mich sah, keuchte sie vor Schreck und versteckte den Kopf unter der Flickendecke.

»Ich weiß, woher das kommt«, stellte Samson fest. »Ihre Großmutter ist nämlich mit hier. Wenn du wüsstest, wozu diese Großmütter fähig sind.«

Mgulu, mein kleiner Patient mit der Halsdrüsen-Tuberkulose, saß in einer Ecke und bastelte an einem komisch geformten Korb. Er sah mich kopfschüttelnd an.

»Oh, Buana, macht die einen Krach!«

»Entsetzlich, Mgulu, aber sie ist eben verängstigt. Deine erste Aufgabe muss jetzt sein, ihr zu helfen.«

Er arbeitete weiter an seinem Korb und lächelte mich an.

»Sag mal, Samson, was mag die Alte ihrer Enkelin nur erzählt haben, dass sie so verängstigt ist?«

»Bestimmt hat sie ihr lauter Gräuelmärchen über die Weißen erzählt – zum Beispiel, dass sie ihr die Beine abschneiden oder ihr Essen vergiften und sie sogar mit Blicken behexen können.«

»Oh«, sagte ich. »Was kann man da nur machen?«

»Die Großmutter hat bösen Husten. Lass mich den Husten behandeln, später kannst du vielleicht die Kleine verbinden und ihr dadurch beweisen, dass du ganz ungefährlich für sie bist.«

Ich blieb skeptisch. »Ob das etwas bringen wird?«

»Versuch's doch!«

»Gut. Behandle du Großmutter's Husten, und ich werde die Salbe fertig mischen.«

Nach einer Stunde kam ich auf die Station zurück. Von der Großmutter war nichts zu sehen, und die Kleine war ruhiger. Absichtlich nahm ich kein Instrument, sondern nur Gaze, Salbe und ein paar Binden auf meinem Tablett mit.

»Sieh mal, Schandala«, sagte ich, »ich will nur Verbandstoff und lindernde Mittel auf deine Geschwüre tun. Deine Beine will ich nicht abschneiden, ich will sie nur gesund machen, damit du wieder mit deinen Spielgefährten um die Wette laufen kannst.«

Ein Auge schielte unter der Decke vor.

»Pass auf«, fuhr ich fort, »diese Salbe ist nicht giftig. Als sich Mgulu beim Fußballspielen das Bein aufriss, wurde er auch damit behandelt.«

»Lass mal sehen«, murmelte ein heiseres Stimmchen unter der Bettdecke.

Samson machte dem Kleinen sofort den Verband ab, und schon erschien vorsichtig ihr Kopf. Sie sah die Schramme kurz an und fragte dann:

»Oh, hat's dir wehgetan?«

»Kein bisschen«, antwortete der kleine Kerl.

Als Samson ihr die Verbände abmachte, kam unter ihrem rechten Knie ein handgroßes scheußliches Geschwür zutage.

»Igitt«, rief er.

Sehr vorsichtig verband er sie neu.

»Na, ist's jetzt besser? Die Salbe tut gut, nicht wahr?«

Ich sah zur anderen Seite, konnte aber alles im Spiegel beobachten.

»Wirklich, es ist besser so. Es hat schrecklich wehgetan, und ich hatte solche Angst, dass die Weißen meine Beine abschneiden und Medizin daraus machen würden.«

»Hier mache ich die Medizin«, sagte Samson. »Wenn dein Bein besser ist, kannst du mal zusammen mit Mgulu zusehen. Wir brauchen dazu keine Menschenbeine und Menschenaugen. Die Medizin, die hat's in sich! Meiner Frau hat sie das Leben gerettet, und unser Baby wäre bestimmt an einem Zeckenbiss gestorben, wenn der Buana ihm nicht eine Spritze gegeben hätte.«

»Fürchtest du dich denn nicht vor ihm?«

»Nein«, antwortete Samson. »Er ist doch unser Freund.«

»Kumbe«, meinte Schandala nur halb überzeugt.

»Meinen Hals macht er mit seiner Medizin und seiner kleinen Nadel gesund«, meldete sich Mgulu.

Das war alles, was ich hörte, denn ich musste schnellstens fort, um bei der Geburt eines der 800 Babys, die jährlich im Krankenhaus geboren werden, zu helfen. Als ich zur Apotheke zurückkam, füllte Samson selbst gemachten Lebertran in Tomatensoßen-Flaschen und sah äußerst zufrieden aus.

»Na, wie steht's?«

»Gut«, antwortete er. »Schandalas Großmutter schläft immer noch!«

»Sie schläft?«

»Ja, Buana. Weil sie so ein böses Weib ist, hab ich ihr mit der Hustenmedizin eine doppelte Dosis Brom gegeben, und nun liegt sie in der Sonne und schnarcht!«

»Eine gute Idee, sie durch einen Schlaftrunk außer Gefecht zu setzen!«, sagte ich. »Aber sicher wird sie wütend sein!«

»Wenn sie wütend ist, Buana, kann ich's auch nicht ändern. Vielleicht geht sie dann nach Hause, und wir haben Ruhe!«

Ich ging zurück, um mich zu vergewissern, ob Mutter und Kind wohlauf waren, und erzählte unserer alten Setschelela von Samsons Heldentat. Sie amüsierte sich königlich.

»Gib mir freie Hand, Buana. Ich werde sie schon loswerden!«

»Aber wie?«, fragte ich.

»Lass das meine Sorge sein, gib mir nur freie Hand. Ich hab da meine eigene Methode.«

»Gut«, sagte ich, »aber sei milde mit ihr.«

Die alte Hausmutter lachte.

Eine Woche später kam Schandala in den Operationsraum. Ich musste die Geschwüre reinigen und die Beine in Gips legen.

»Buana, versprich mir, dass du mir nicht die Beine abschneidest«, flehte sie.

»Ich schwöre es«, sagte ich. »Aber bevor du jetzt gleich einschläfst, Schandala, wollen wir den Herrn Jesus bitten, dass deine Beine recht bald besser werden.«

Sie hielt meine Hand sehr fest, als ich ganz einfach betete, dass sie durch unsere ärztliche Hilfe wiederhergestellt werden möchte. Dann begann ich mit der Narkose, wobei ich große Schwierigkeiten mit dem Äther hatte, weil er sich viel zu schnell verflüchtigte. Aber als sie nach einer halben Stunde aufwachte, lagen ihre Beine im Gipsverband. Zuerst war sie nicht entzückt von dem Anblick, aber als ich ihr erklärte, dass sie mit einem Stock herumhumpeln könne, war sie ganz begeistert. Eine Woche lang lag sie im Bett, da sie dem langen weißen Verband, der ihr von den Hüften bis zu den Zehen reichte, nicht traute. Dann zeigte ich ihr die eiserne Klammer, die unter ihrem Hacken aus dem Gipsverband herauskam. Ich half ihr auf die Beine, und mit Mgulu an der einen und mir an der anderen Seite hielt sie sich mühsam im Gleichgewicht. Behutsam probierte sie die Vorrichtung aus. Eines Morgens traf ich sie, wie sie, mit dem Stationsbesen bewaffnet, ohne Hilfe von der Apotheke kam.

»Nanu«, sagte ich, »wo bist du gewesen?«

Sie stützte sich lächelnd auf den Besenstiel. »Ich hab zugeschaut, wie Samson Hustenmedizin gemacht hat. O ja, dabei ist keine Zauberei! Er gießt das Zeug nur von einer Flasche in die andere!«

Am nächsten Tag besichtigte sie die Babys auf der Mütterstation und sah mit offenem Mund zu, wie sie gebadet, eingölt und gewogen wurden. Am Nachmittag erschien sie, von Mgulu in einer Schubkarre gefahren, bei uns, um meine eigenen Kinder zu besuchen.

David kam den Hügel herunter und sprach vergnügt mit ihr auf Gogo. Schandala war aufgeregt, und während Mgulu mit David und den anderen kleinen Kindern Fahrten in der Schubkarre machte, saß sie auf unseren Stufen und vertraute sich mir an.

»Buana«, sagte sie, »seine Augen sind himmelblau, und er ist dicker und kräftiger als unsere Kinder. Das kommt, weil du weißt, wie sie ernährt werden müssen. Du bist unser Doktor und weißt eben einfach alles.«

Ich lächelte verlegen, denn ich kam gerade aus dem Krankenhaus zurück, vollkommen erschlagen nach einem vergeblichen Versuch, ein gebrochenes Bein ohne Röntgenaufnahme zu behandeln.

Schandala machte erstaunliche Fortschritte. Sie und Mgulu wurden dicke Freunde. Eines Nachmittags kam ich auf die Station, um Verbandstoff zu holen. Mgulu zeigte gerade auf William Holman Hunts Meisterwerk »Das Licht der Welt«, das an der Wand hing. Schandala lag auf dem Boden, das Kinn in die Hand gestützt, und hörte mit den anderen Kindern Mgulu, der ihnen das Bild erklärte, mit großen Augen zu.

»Das ist Jesus«, sagte er. »Ihr wisst ja, dass er lebt. Die Menschen töteten ihn, aber Gott, sein Vater, hat ihn wieder lebendig gemacht.«

»Was tut er da?«, fragte Schandala mit ehrfürchtiger Stimme und zeigte auf das Bild.

»Er klopft gerade an deine Herzenstür. Die Ranken und das Unkraut davor sind Sünden, dadurch geht die Tür nur schwer auf.«

»Was trägt er auf dem Kopf, Mgulu?«

»Eine Dornenkrone.«

»Das muss ihm aber wehtun. Warum hat er sie aufgesetzt?«

»Er hat es nicht getan, aber die Menschen setzten sie ihm auf, und dann schlugen sie Nägel durch seine Hände und Füße und hängten ihn an einen Baum, bis er starb.«

»Aber warum ließ er das zu?«

»Weil er uns helfen wollte. Er kommt in unser Herz, wenn wir ihn nur haben wollen.«

Es wurde ganz still, und dann sprach Mgulu wieder.

»Er ist in mein Herz eingezogen. Er klopft an, aber er öffnet die Tür nicht. Das muss man selbst tun.«

»Ich möchte ihn einlassen«, sagte Schandala.

Mgulu sank auf die Knie, und Schandala faltete die Hände. Ich nahm meinen Tropenhelm ab, als der kleine Kerl betete.

»Bitte, Jesus, komm in Schandalas Herz.«

»Ja, bitte komm, Herr Jesus«, sprach die Kleine nach.

Mitten im Herzen Afrikas, auf der Veranda des Urwald-Krankenhauses, dankte ich Gott gesenkten Hauptes, dass mir dieses selbe Gebet erhört worden war, als ich noch ein Schuljunge war, und dass ich auf der Universität, im Krankenhaus und im Urwald von Jesus Christus, meinem lebendigen Freund und Retter, Zeugnis geben konnte.